

Zeitschrift: Historischer Kalender, oder, Der hinkende Bot
Band: 206 (1933)

Artikel: Der Kampf mit dem Bösen
Autor: Schibli, Emil
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-654692>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 23.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Der Kampf mit dem Bösen.

Von Emil Schibli.

1.

Als der Gantweibel das Haus verlassen hatte, setzte sich Christian Briggen an den Tisch, stützte den Kopf schwer, als ob er von Stein wäre, in die Hände und starrte vor sich hin. „Nun gibt es keinen andern Ausweg mehr“, dachte er. „Aber jetzt ist ja auch alles gleich. Ich bin geliefert, so oder so. Es geht bergab mit mir, ob nun ein wenig rascher oder ein wenig langsamer, darauf kommt es nicht an. Ich habe mich bei Gott gewehrt, solange ich konnte. Es hat nichts genützt. Jetzt lasse ich mich treiben. Das Leben haßt an mir herum wie ein Holzer, wenn er die Axt an einen Baum schlägt. Der Baum kann nichts machen, er muß fallen.“

Es war ein regnerischer, trüber Abend im Juli. Frau Briggen trat in die Stube. Sie hatte den Weibel vorhin noch ein Stück weit begleitet und ihn gefragt, ob denn die Gant nicht noch eine Zeitlang hinausgeschoben werden könnte. Vielleicht könnten sie sich doch noch irgendwie herausarbeiten. Aber man müsse ihnen noch ein wenig Zeit lassen, und ob denn nun wirklich der Buchstabe die Welt ganz und gar regiere, zusammen mit dem dreimal verfluchten Geld, das, wie es scheine, die Herzen der Menschen zu Stein mache.

„Du wendest dich an die unrechte Adresse, Bethli“, hatte der Weibel kühl zur Antwort gegeben. „Ich kann nichts dafür. Ich kann euch nicht helfen. Ich mache nur, was mir befohlen wird. Wenn ich nicht käme, so eben ein anderer. In Gottes Namen. Ihr müßt euch jetzt dreinschicken. Ihr seid nicht die ersten, zu denen ich komme.“



Als der Gantweibel das Haus verlassen hatte, setzte sich Christian Briggen an den Tisch ...

Frau Briggen hatte geweint, als sie zum Hause zurückging. Mehr aus Zorn als aus Kummer. Sie würde jetzt nur noch härter werden. Sie würde so hart werden wie Granit. Sie würde sich gegen die Not stemmen wie Fels gegen Wasser. Wenn nur Christen den Mut nicht ganz verlor. Das wäre das Schlimmste.

„Komm, Christen, wir wollen essen“, sagte sie. Aber Briggen rührte sich nicht. Und als seine Frau zu ihm herantrat und ihm ihre raue, rissige, verschaffte Hand, fast eine Männerhand, auf die gebeugte Schulter legte und ihn aus seiner

Starre aufzurütteln versuchte: „Komm, Christen. Du darfst jetzt deswegen nicht ganz verzweifeln; es wird auch wieder einmal anders werden“, schüttelte er den Kopf.

„Mag nicht essen. Mir ist alles verleidet.“

Aber die Frau, obgleich der Kummer schwer genug auf ihr lastete, ließ nicht locker. „Komm, Christen. So geht es doch nicht. Tu mir's und tu's deinen Kindern zuliebe.“

Der Bauer ließ die Hände sinken und sah seine Frau an. Mit verwirrten Augen. Man hätte meinen können, er sei betrunken. „Es gibt

jetzt nur noch einen Ausweg, Bethli, nur noch einen.“

Die Frau ängstigte sich über den Ausdruck in seinen Augen.

„Um Gottes willen, Christen! Was hast du im Sinn?“

„Es gibt nur noch einen Ausweg, Bethli. Entweder oder. Ich lasse es jetzt darauf ankommen.“

Ein kleines, blondhaariges Krausköpflein öffnete die Stubentüre. „Mutter, wir haben Hunger. Können wir jetzt essen?“

„Ja, Kleines. Komm her und sag dem Vaterli schön: Vaterli essen.“

Das tat Röseli. „Vaterli, chumm, ässe. D'Rösti wird halt.“

Briggen war ein Bergbauer. Wortfarg und hart. Nicht gewohnt, zärtlich zu sein. Dazu hatte er keine Zeit. Er mußte arbeiten. Selten, daß er einem von seinen Kindern einmal übers Haar fuhr oder einen Spaß mit ihnen machte. Eher noch kraute er einem Gusti die Stirn. „Bist ein braves Tierlein, Stern. Mach nur so weiter. Kannst mir ein wenig aus den Schulden heraus helfen.“

Aber jetzt nahm dieser Mann, in einem plötzlichen Ausbruch überwallenden Gefühls, seine Fünfjährige aufs Knie und küßte sie. „Ja, Schatzeli, i chumme.“

Er wußte in diesem Augenblick noch nicht, daß er seinen Kopf auf den Tisch legen und weinen mußte. Aber es packte ihn an, wie ein Föhnsturm den Märzenschnee anpakt.

Die Mutter nahm das Kind an der Hand und ging mit ihm hinaus. Unter der Türe wischte sie mit dem Handrücken die Tränen fort. „Jetzt wird es ihm wohler“, dachte sie. „Gott sei Dank. Es hat ihn fast versprengt.“

Nach einer Weile erhob sich Briggen. Die dumpfe Qual in seiner Brust hatte sich nach außen Bahn geschafft, preßte ihm nun nicht mehr die Kehle zusammen wie mit Klammern. Er ging zu den andern in die Küche und aß. Nachher verrichtete Briggen wie gewöhnlich die Arbeiten, die noch zu tun waren. Sah zum Rechten in Stall und Haus. Rauchte dann ausruhend seine Abendpfeife auf dem Bänklein neben der Stalltüre. Sann vor sich hin. Finstern Blickes immer noch, aber nicht mehr mit der flackernden, unsteten Glut in den dunklen Augensternen.

Er erhob sich mit bedächtigen Bewegungen, ging ins Haus und die knarrende Holztreppe hinauf in die Schlafkammer.

Seine Frau kam kurz danach.

Briggen lag auf dem Rücken und sah an die braune Decke hinauf, die im einbrechenden Dunkel der Nacht mehr und mehr verdämmerte, verdunkelte. Bethli legte sich neben ihn. Als er die Wärme ihres Leibes neben sich spürte, schoß ihm Freude ins Herz; er hatte ein Gefühl wie ein Frierender, wenn er plötzlich Sonnenwärme zu spüren bekommt. Da war ja noch jemand,

der es gut mit ihm meinte, eine treue Seele, ein Kamerad, der Freud und Leid, viel Leid, mit ihm teilte. Eine brave Frau, eine prächtige Frau, das Bethli. Eine andere wäre vielleicht häßig geworden, hätte gekoldert und ihm mürrisch die Schuld an dem Unglück zugeschoben. Sein Unglück war, daß ihm nichts mehr geraten wollte, daß er sich zu viel aufgeladen und geglaubt hatte, er könne es durchstieren. Er war unter der Last zusammengebrochen. Er lag wie ein wundes Tier auf der Strecke und konnte nicht mehr weiter. Jetzt kam der Jud, der ihm Kredit gegeben hatte, der Viehhändler, und stürzte sich auf ihn wie ein Geier und zerhackte ihn mit seinem scharfen Schnabel ohne Barmherzigkeit. Zahlen, sagte der Jud, zahlen, Briggen!

Ja, eine brave Frau war das Bethli, eine prächtige Frau! Eine andere hätte heimlich oder offen gegen ihn Partei genommen: Warum hab ich mich an den armen Schlucker gehängt, einfältiger Tropf, der ich war! Hätt' es anders haben können. Hätt' mehr als einen hablichen Bauernsohn zum Mann haben können. — Wie lauterer Gold war diese Frau, nicht eines Haares Breite Falsch an ihr. Aber jetzt mußte es gesagt sein. Es kam ihn, weiß Gott, schwer genug an. Aber jetzt mußte es gesagt sein.

„Es gibt jetzt nur noch einen Ausweg, Bethli. Weißt du, was ich vorhabe? Ich will das Haus anzünden.“

Es war nun ganz dunkel geworden. So dunkel, wie es in der Zelle eines Zuchthauses sein mag, dunkel wie in einem Grab.

Briggen konnte das Gesicht seiner Frau nicht sehen. Er hörte nur ihre vergesterte, zu Tode erschrockene Stimme.

„Es wird dir doch wohl nicht ernst sein. Mein Gott, Christen, was denkst du auch für Sachen! Du bist ganz verstört in den letzten Tagen. Redest wie ein Irrer.“

Sie suchte mit ihrer Hand seine Hand, umklammerte sie heftig und zärtlich und zitterte sehr.

Aber Briggen hatte schon vorher an seine Frau gedacht und daran, daß sie ihn vor diesem abwegigen Schritte würde bewahren wollen. Und er hatte sich fest vorgenommen, dann nicht weich zu werden und ihr nicht nachzugeben, sondern

seinen Willen durchzusetzen. Er wollte nun einmal auch probieren, wie es einem geht, wenn man ein schlechter Hund ist. Man zwang ihn ja dazu. Also gut!

„Los, Bethli, bin ich etwa schuld, daß wir jetzt so ins Unglück gekommen sind? Hab ich nicht immer geschafft? Hab ich nicht jeden Bagen zweimal umgedreht, bevor ich ihn weggab?“

„Ach, Christen, warum machst mir das Herz so schwer?“

„Da unten in der Stadt sitzen die reichen Herren von der Versicherung. Was macht es denen aus, ob sie ein paar tausend Fränklein mehr auszahlen oder nicht? Weniger, als wenn ich ein Maß Milch verschütte. Und da soll ich mir das Blut ausaugen lassen bei lebendigem Leib? Nein, Bethli, jetzt hab ich genug. Wenn die andern mit dem Teufel paktieren, warum soll ich nicht auch? Was hilft mir denn meine Rechtschaffenheit? Einen Dreck hilft sie mir! Niemand fragt danach. Niemand kümmert sich darum, wie ich ins Elend gekommen bin. Geld will man von mir haben, sonst nichts. Also gut! Ich will jetzt auch einmal versuchen, wie man ohne Schaffen zu müssen zu Geld kommen kann. Man muß die Sache nur recht anpacken. Es darf niemand etwas merken.“

Briggen spürte, daß seine Frau weinte. Nicht laut. Sie weinte ganz leise in sich hinein. Ihr Weinen war wie ein innerliches Bluten.

Er nahm sie in die Arme. Streichelte ihr die nassen Wangen. „Die Not zwingt mich, Bethli. Sollen wir denn als Bettelleute landauf und landab? Wenn die Versicherung zahlt, bekommen wir bar Geld in die Hand. Und tausendmal lieber will ich das Haus anzünden, als daß es um einen Spottpreis einem Fremden zufällt. Ich könnte das nicht ertragen, Bethli. Ich will das Haus lieber mir selber anzünden, als später einem andern. Und das würde ich machen, meiner Seel.“

„Nein, Christen, nein, um Gottes willen, das darfst du nicht tun! Es bringt dich und mich



Bethli Briggen hatte sich am Morgen auf den Weg gemacht.

und die Kinder erst recht ins Unglück. Los, ich will morgen noch einmal zur Tante in Hablingen. Vielleicht läßt sie sich doch erweichen und leiht uns die fünfzehnhundert Franken.“

Briggen lachte höhnisch.

Nein, Bethli, einen Stein kann man nicht erweichen.“

2.

Der nächste Tag brachte warmes, wolfiges Wetter. Der Föhn drückte. Ein Gewitter lag in der Luft. Gegen Abend wurde es schwarz hinter den Bergen. Blitze zuckten in der Ferne.

Bethli Briggen hatte sich am Morgen auf den Weg gemacht: sie wollte mit der Tante reden. Nützt es nichts, so schadet es auch nichts, sagte sie zu ihrem Manne. Der hatte sie von ihrem Vorhaben noch eine Weile abzuhalten versucht.

Aber plötzlich gab er nach. „Also, dann geh halt. Wirst ja sehen, was es abträgt.“

Die Tante wohnte weit weg im Unterland. Bethli mußte bei ihr über Nacht sein. Aber morgen, so früh als möglich, wollte sie zurückkommen.

Ein Gewitter lag in der Luft. Blitze zuckten in der Ferne. Die Wolken schoben sich schwarz und drohend über den Berg.

Briggen fieberte. Jetzt oder nie! In dieser Nacht muß es geschehen. Er ging auf den Dachboden. Schichtete Holzspäne übereinander, knüllte einen Wisch Papier zusammen, steckte ihn unter die Späne.

Warum kommt gerade heute, wo das Bethli fort ist, ein Wetter? Siehst du, Frau, die schwarzen Gedanken sind besser als die weißen. Der Teufel hilft gerne. Heut nacht schlägt der Blitz bei uns ein, Bethli. Warum sollte die Versicherung nicht glauben wollen, daß der Blitz bei uns eingeschlagen hat? Der Blitz hat schon in manches Haus eingeschlagen, oder nicht?

Die Blitze zuckten. Der Dachboden leuchtete gespenstisch im fahlen Schein. Der Donner rollte. Die Kinder saßen verängstet in der Stube unten auf dem Ofentritt.

„Atti!“ riefen sie.

„Ich komme“, sagte Briggen und ging hinunter.

Der Wind heulte, und der nahe Wald unter den Flügen stöhnte.

Die ersten schweren Tropfen trommelten.

Mitten in das Toben des Gewitters schob eine Flamme aus dem Dach. Das Feuer prasselte und sprühte.

Briggen trug das Nötigste aus dem Haus. Die Kleinen mußten helfen. Vollbepackt und weinend nach der Mutter rufend, schleppten sie allerlei Dinge, die ihnen der Vater rasch in die Arme warf, nach einem nahen Heustadel.

„Spring ins Dorf, Chrigel! Spring und sag, sie sollen Sturm läuten und kommen helfen. Der Blitz hat eingeschlagen!“

Der Knabe lief in Hemd und Hose. Er war kaum aus dem Hause, da begannen im Kirchturm die Glocken zu läuten. Aber nicht wegen Briggens Haus.

Im Dorf unten tobte der Wildbach. Die Männer hatten alle Hände voll zu tun, um den reißenden Fluten zu wehren. Oben an der Halde brannte das Haus. Der und jener sah es. Aber niemand kam herauf, um zu helfen. Der Bach gefährdete das ganze Dorf. Man mußte das Feuer da oben machen lassen. Es griff nun auch auf den Stall über. Briggen hatte seine fünf Geißen rechtzeitig herausgenommen. Heu war keins mehr auf der Bühne.

Als das Gewitter ausgetobt hatte, war auch das Haus nur noch ein rauchender Trümmerhaufen. Briggen sann vor sich hin. Die Kinder, ermüdet vom Schluchzen, schliefen im Heu.

Es war leicht gewesen, das Haus anzuzünden. Jeder hätte das gekonnt. Aber jetzt kommt das Schwere. Morgen. Nein, schon jetzt. Jetzt muß mir der Teufel weiter helfen, sonst geht es nicht, dachte Briggen.

3.

Unterwegs, auf der Fahrt zur Tante, fiel Bethli Briggen plötzlich ein: „Ich hätte Christen das Versprechen abnehmen sollen, daß er, derweil ich fort bin, nichts Dummes anstellt. Schlimm, daß ich das vergessen habe. Aber man hat den armen Kopf so voll von Sorgen, daß einem nichts mehr in den Sinn kommt. Aber nein, er wird mir so etwas nicht antun wollen. Nein, das ist nicht möglich. Nein, nein...“

Ach, wieviel Trauriges gibt es doch auf dieser Welt! Da saß ein bekümmelter Mann und erzählte, daß er zu seiner kranken Frau ins Spital wolle. Unterleibstrebs. Der Professor habe wenig Hoffnung. Daheim vier unerzogene Kinder. Und niemand, der einem ein wenig helfe. Er und das älteste, zehnjährige Mädchen müßten jetzt dafür sorgen, daß nicht alles drunter und drüber gehe. Tagsüber arbeite er in der Fabrik. Nicht am Wohnort, o nein, so bequem habe er's nicht. Er brauche jedesmal eine halbe Stunde mit seinem Fahrrad. Bei schlechtem Wetter noch länger. Nein, über Mittag könne er nicht heim. Erst am Abend. Manchmal sei es fast zum Verzweifeln, und alles verleihe einem. Aber man muß eben doch aushalten. Muß tragen und sich weiterschleppen. Was bleibt einem auch andres übrig? Wenn es einem den Garten verhageln

soll, so hagelt es halt. Über die Armut wollte man am Ende nicht klagen. Das ginge noch, wenn die Frau gesund wäre. Aber Armut und Krankheit zugleich! „Ja, ich weiß jetzt, was das ist. Keinem Hund möchte ich das gönnen, was ich durchmachen muß. Meinem ärgsten Feind möchte ich es nicht gönnen, meiner Seel!“

„Christen müßte diesen Mann hören“, dachte Frau Briggen. „Er könnte sich ein Beispiel nehmen. Von ernsthafter Krankheit sind wir bisher immer noch verschont geblieben. Unser Unglück ist, daß man uns das Heimetli verganten will. Ach, und wenn auch schließlich! Daß Christen so kleingläubig und so steckköpfig ist! Sollen sie doch kommen, die geldhungrigen Wölfe! Dann packen wir halt in Gottes Namen unser Bündel zusammen und suchen uns unser täglich Brot anderswo. Die Welt ist groß. Irgendwo muß es auch für uns wieder ein Auskommen geben. Verhungert ist in der Schweiz noch niemand. Und wir sind ja nicht anspruchsvoll, weiß Gott nicht. Ich kann mit wenigem vorliebnehmen und doch zufrieden sein. Nur den Frieden muß ich haben und jedermann offen ins Gesicht sehen können. Und wir können beide schaffen, Christen und ich, wie nur jemand, und die Kinder lernen es auch. Vielleicht fände sich Arbeit in einer Fabrik. Es verkaufen ja viele Kleinbauern ihr Gütlein und ziehen ins Tal und suchen ihr Unterkommen in den Fabriken. Die Fabrikler haben es viel leichter als die Bauern, sagt man. Aber eben, Christen will nun einmal bauern und sonst nichts.“

4.

Kinderlose Witwe, zwischen Fünfzig und Sechzig, lebte Tante Barbara verbittert und zerfallen mit aller Welt. Sie fühlte sich betrogen, obgleich sie eigentlich niemandem hätte sagen können, warum. Seit ihres Mannes frühem Tode blieb sie einsam. Eine Raze und ein Hund waren ihre Lebensgefährten. All ihre Zuneigung, alle Fürsorge gehörte diesen beiden Tieren. Menschen waren ihr je länger je mehr zuwider. Nicht einmal Kinder liebte sie.

Mit einer solchen Frau ließ sich nicht gut verhandeln. Von einer solchen Frau Geld zu bekommen, war schwer.

„Es ist doch kurios,“ sagte sie höhnisch zu Bethli, „daß ich dir jetzt auf einmal so ans Herz gewachsen bin. Früher hast du mir jahrelang nichts nachgefragt. Und als ich dir von der Heirat mit deinem armen Schluß abriet, hast du zu mir gesagt: Ich bin alt genug, Tante, und mein eigener Meister.“

Überhaupt, was meinst du eigentlich? Meinst du, ich sei Millionärin? Die Zinsen von meinem Kapital reichen gerade aus, daß ich zum Leben genug habe. Und wie einfach ich lebe, das siehst du ja.“

Bethli versuchte es noch einmal, flehend und mit aller Eindringlichkeit, die Tante zu erweichen. Sie wollten ja das Geld nicht geschenkt, nur geliehen, und sie würden es ihr sobald wie möglich mit den Zinsen wieder zurückbezahlen.

Die Tante lachte. „Damit mußt du mir nicht kommen! Ihr und zurückbezahlen! Ebenso gut könnte ich das Geld zum Fenster hinauswerfen!“

Aber nun war das Maß voll. Nein, beleidigen durfte die Tante sie nicht! Bethli nahm kein Blatt mehr vor den Mund und sagte dem hartenherzigen Geizfragen gehörig die Meinung, bevor sie, bebend vor Zorn, das Haus verließ.

Eigentlich war das der Tante nicht recht. Sie hätte ihrer Nichte das Geld vielleicht doch noch gegeben. Aber es war so schön, es tat ihr so wohl, die früher so stolze Bettlerin zu demütigen, sie ihre Macht fühlen zu lassen. „Nun meinetwegen. Mag sie zum Teufel gehen und mir nie wieder vor die Schwelle treten! Schluß ein für allemal mit dieser Verwandtschaft!“

Raum wissend, was sie tat, blaß und verstört, schritt Bethli durchs Dorf. Sie dachte nicht an den Bahnhof. Sie wollte hinaus in die Einsamkeit, sich verkriechen. O wie grausam waren die Menschen.

Im freien Feld, als die grünen Wiesen, die Bäume auf den Matten und die stillen blauen Hügelzüge in der Ferne Bethli sanft und traurig in die Augen blickten, begann sie zu weinen. Setzte sich an den Straßenbord.

„Nein, hier kann ich nicht sitzen und weinen. Menschen können vorbeigehen und mich in meinem Elend sehen. Aufstehen. Weitergehen. Wohin?“

Erst jetzt bemerkte Bethli, daß im Oberland sich ein Gewitter zusammenballte. Weit von hier. Aber daheim mußten sie es zu spüren bekommen.

„Ach, warum habe ich nicht auf Christen gehört und bin daheim geblieben? Wie nötig hätten wir die paar Franken gehabt, die ich für die Eisenbahnfahrt ausgeben mußte! Wie leichtsinnig war es von mir, gerade jetzt davonzulaufen und Christen allein zu lassen. Ihn allein zu lassen mit seinen drückenden, schwarzen Gedanken. Es ist gerade so, als ob man einen Menschen mit hohem Fieber sich selbst überließe.“

Freilich, Christen ist mir jetzt kein Rätsel mehr. Ich kann ihn gut begreifen. Die andern sind hart. Wenn man nicht zugrunde gehen will, muß man auch hart sein. Vielleicht schadet man ja nur sich selber. Aber man redet sich ein, den andern zu schaden. Man hält sich an einem Haß. Man hält sich an einem bösen Plan. Man möchte gerne stark sein, gleichgültig wie. Niemand ist gerne schwach. Christen stemmt sich gegen sein Unglück. Wenn es ihm im Guten nicht gelingen will, so vielleicht im Bösen. Ja, das begreife ich. Das kann ich gut begreifen, jetzt nach dem Streit mit der Tante. Nein, es würde mich eigentlich nicht wundernehmen, wenn Christen ... ich könnte ihm keinen Vorwurf machen, und ich würde ihm keinen Vorwurf machen.“

Von hinten kam ein Auto gefahren. Fuhr an ihr vorbei. Hielt an. Die Wagentüre öffnete sich.

„Wollt Ihr mitfahren, Frau?“

Nein, eigentlich wollte sie nicht. Sie wollte noch nichts mit Menschen zu tun haben. Das käme noch früh genug wieder. Aber die Stimme klang gut und freundlich.

„Oh, es wäre zwar nicht nötig. Aber wenn Ihr so gut sein wollt —“

„Natürlich“, antwortete der Mann, und sie saß im Wagen.

Posttausend, wie man da vorwärts kam! Bethli hätte eine volle Stunde lang marschieren müssen bis zur nächsten Station. Jetzt war sie nach fünf Minuten am Ort.

„Schönen Dank auch, Herr.“

„Gern geschehen. Adieu.“

Kleiner, unwichtiger Zufall, diese Fahrt im Auto. Vielleicht. Vielleicht aber mehr. Viel mehr. Wer weiß es? Wer weiß, an welchen Fäden unser Schicksal hängt? Jedenfalls hatte die kleine Begebenheit Bethlis Gemüt aufzuheitern vermocht. Es gibt hilfsbereite Menschen. Man darf nicht alle in den gleichen Topf werfen. Man tut sonst Unrecht. Unrecht leiden ist besser als Unrecht tun. Und Bethli gab sich auf dieser kleinen Station Hünziken das stille Versprechen, sich treu zu bleiben und eher zu verbluten, als ihren Mann tatenlos im Bösen versinken zu lassen.

So wurde Bethli auf einmal fast froh, kramte einen Bissen Brot und Rauchfleisch aus dem kleinen Tuchbeutel, den sie bei sich trug, aß und wartete erlöst auf den Zug. Sie konnte zwar nur noch bis Oberbrunnen fahren. Die Zweigbahn, die seitwärts ins Tal fuhr, hatte keinen Nachtverkehr. Aber das bekümmerte Bethli jetzt nicht, eine Kleinigkeit war das, die ihren neuen Lebensmut und -glauben nicht angreifen konnte. Sie würde dann eben von Oberbrunnen aus ihren Weg unter die Füße nehmen und durch die Nacht nach Hause wandern.

5.

Das Gewitter war verbraucht, als Bethli aus dem Wagen stieg. Die Uhr auf dem Bahnhöfchen stand auf dreiviertel Zehn. Das Dorf Oberbrunnen schien schon zu schlafen. Als ob es seinen Kummer und Ärger unter der Bettdecke verstecken wolle. Der Sommer war kalt und regnerisch. Die Saison war schlecht. Die Fremden blieben aus. Oberbrunnen hatte keinen Grund, Lärm zu machen. Darum schlief es.

Der Himmel stand in großer Klarheit über den dunklen und weiter hinauf über den schneehellen und eisblinkenden Bergen. Die Sterne funkelten. Nach einer Weile stieg der halbe Mond hinter dem Krummen Horn hervor. Ein paar Wolken krochen um die ragenden Felsentürme. Die Luft war kühl, aber wunderbar würzig.

Bethli Briggen schritt rüstig dahin.

Mächtig rauschten die Bäche.

„Es muß wüßt gemacht haben, dahinten“, dachte Bethli.

Das Sträßchen stieg in weiten Kehren bergan. Aus den weitverstreuten kleinen Berghäusern leuchtete da und dort noch ein spätes Licht aus einer Stube oder Kammer. Bethli stand still, um einen Augenblick zu verschnaufen, schöpfte Atem und spürte, wie lieb ihr diese ernste Welt war. Wie hatte sie heute auch nur daran denken können, ins Unterland und in die Fabrik zu wollen. Christen hatte recht; sie beide gehörten auf den Berg und sonst nirgends hin.

So ging Bethli gedankenverloren, ernst, aber nicht unglücklich durch die Nacht. Als sie endlich das Weglein zu dem Häuschen an der Halde emporstieg, sah sie, daß kein Häuschen mehr da war, nur noch ein paar glühende und rauchende Trümmer. Es schien ihr jetzt, da die Wirklichkeit sie ansprang wie ein böses Tier, das Herz müsse ihr zerreißen vor Weh. Sie preßte beide Hände vor die Brust, setzte sich müde auf den Rain ins nasse Gras, beugte sich tief unter der Last, die auf einmal wieder wie eine Laue auf sie herabstürzte, beugte sich tief und noch tiefer und weinte sehr. Niemand war da, der ihr die Hand tröstend auf die Schulter gelegt und ein gutes Wort der Hoffnung zu ihr gesagt hätte. Nur der Bergwald rauschte, und die gähnen Wasser vertosteten sich in den Felsen und Schluchten, und über den nachtschwarzen Flügen funkelten die Sterne. Und als Bethli so eine Weile lang geweint hatte, ging sie gefaßt noch ein wenig weiter, steil bergan.

Als sie vor dem Heustadel stand und ihren Mann finster brütend auf einem Steine hockend fand, brach sie nicht in Tränen aus und sagte kein vorwurfsvolles Wort. Sie trat ruhig vor Christen hin, gab ihm die Hand und fragte nach den Kindern.

Dann zündete sie eine Laterne an, um den lieben Kleinen ins Gesicht zu leuchten und sich an ihrem Anblicke zu trösten. Sie schliefen mit roten, gesunden Backen, tief atmend und friedlich wie Engel Gottes. Bethli küßte jedes sachte, nahm die Laterne und trat vor die Hütte.

„Komm, Christen. Wir wollen uns jetzt auch niederlegen und schlafen. Ich bin von Oberbrunnen heraufgelaufen und müde zum Umfallen. Und morgen in der Frühe wollen wir mitein-



Dann zündete sie eine Laterne an, um den lieben Kleinen ins Gesicht zu leuchten . . .

ander zum Statthalter hinunter und reinen Tisch machen. Gelt, Lieber!"

Da löste sich der Bann, der finster wie eine dräuende Wolke über dem Manne gelegen hatte, und Christen weinte zum andernmal.

Fastnachtsballmusik.

Handhärfeleer zum Bläser: „Was Donners isch o mit dir, bisch du scho bsoffe? Du spielsch ja gäng falsch!“ — „Dumme Züg, lue mira selber uf em Noteblatt.“ „Du bisch e Sturm, da si nid Note, das si Fleugedräcke, wo du gspielt hesch!“

Aufhebung des Befehlsstabes auf den Schweizerischen Bundesbahnen.

Edi zu einem Bahnhofsvorstand: „Herr Vorstand, wissen Sie, daß der Befehlsstab aufgehoben wird?“ — Bahnhofsvorstand: „Nein! Aber doch nicht auf den Schweizerischen Bundesbahnen?“ — Edi: „Doch!“ — Bahnhofsvorstand: „Ja, aber wo denn?“ — Edi: „Auf allen Stationen bei der Abfahrt eines Zuges.“

Einfache Kost.

„Ich habe einen Bekannten, der lebt bei den teuren Nahrungsmitteln jetzt ganz allein von Zwiebeln.“ — „Richtig — wenn einer Zwiebeln isst, muß er auch alleine leben.“